

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Schott, Anton: Der Kerschhackel vo Filzwinkel

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Der Kerschhackel vom Filzwinkler.

Erzählung von Anton Schott.



1.

Ein Kur Schmied in der Flachau geht's lustig zu, und Scherzreden und Lachen hallen bis auf die Straße hinaus. Es sitzt wohl nur ein Tisch voll Bauernleute dort,

alle aus dem Filzwinkel hinten in den Bergen, aber sie scheinen sich wohler und behaglicher zu fühlen, wie wenn die ganze Schankstube gedrängt voll Gäste säße, sie scheinen sich so wohl zu fühlen, wie wenn es überhaupt keinen — Steuertag gäbe oder wenigstens für die Filzwinkler keinen. Und sie haben ihn heute gehabt, den gehäßten und gefürchteten Tag, haben zahlen müssen, daß ihnen fast die Schwarte gekracht hat. Aber sie sind trotz allem noch lustig und gut aufgelegt, lustiger vielleicht wie zu manch anderer Zeit.

Haben diese Leute dahinten in den rauhen, steinigten und moorigen Bergöden soviel Geld, daß sie nicht spüren, was ihnen der Staat in seiner Unerfättlichkeit abknöpft, achten sie Geld und Geldeswert so gering, oder ist man heute beim Steueramte ausnahmsweise einmal mild und menschlich gewesen? .. Könn't schon sein, daß sich in diesen abgelegenen und bettelarmen Bergwinkel zuviel Geld verirrt, oder daß beim Steueramte einmal soviel Einsehen zu finden wäre, was die Leute leisten können an Steuer und Abgaben, ohne den Brotkorb hübsch ein etliche Woche höher hängen zu müssen! Könn't schon sein! Solches wäre wahrhaftig ein Anlaß, froh und lustig zu sein und zu jubeln aus vollem Herzen; aber der Anlaß ist derweil nicht vorhanden, weitaus nicht. Die Filzwinkler haben um keinen Knopf mehr Geld wie sonst, und das Steueramt hat die Tugend der Barmherzigkeit noch allweil nicht angeschafft und nicht in seinen Vorschriften.

Der Tag ist warm, die Herbstluft speert und trocknet aus, der Lumpenmensch, dieser Kur Schmied, hat schon so ein gutes Bierl, daß man es ehren und achten muß, und . . . wie wär' es denn, wenn einem beim Steueramte der letzte rote Haler aus dem Sacke gerissen worden wäre! Oder wenn es gar nimmer gelangt und gereicht hätte! Nicht mußten dürst' einer dazu, kein Wöitel sagen und keinen un-rechten Brummer tun, sonst würd' er am Ende gleich . . . eingespunnen auch noch. Ja, wie bei einer Hundsmahlzeit geht's zu auf der Welt, gar nicht anders. Dürst' einer gerade nur einem großen Hunde ein Bröckel abzwa-cken wollen von seinem Fraße, beißen tät' er, wie das Steueramt einen einzwicken würde.

„Ich geh' aber jetzt doch heim,“ nimmt sich einer von den Filzwinklern plötzlich vor, ein wild- und wirrbärtiger Kund', wie sie halt dahinten in der Wild' und Deden aufwachsen. „Blieb' mir nicht

einmal mehr soviel, daß ich mir am Sonntag meine Wochenportion „Schnupf“ über die Grenze holen kunn't.“

„So?“ lacht der Kur Schmied hellauf und zwirbelt ein „bissel an seinem buchigen Schnurrbarte. „Das siehst dir gleich, Zacker: heute dem Staate Steuer zahlen, und am Sonntag ihn beluchsen.“

„Gar nichts beluchst,“ widerredet der Wildbart. „Wenn's keine Pascher gäbe, brauchten keine Aufseher zu sein, und die sind zu Tode froh, daß sie auch ihre Zahlung haben . . . Ich geh'.“

„Wart noch ein bissel,“ rät ein anderer.

„Wie ich gesagt hab' . . .“

„Ein Ding!“ lacht ein stichelhaariger Hüne. „Wenn die Kuh hin ist, soll 's Kalbel auch hin sein. Weiter bringen wir es eh' nicht als wie vom Leben zum Sterben. Soviel, daß wir leicht gar einmal dem Grafen ablaufen kunn'ten, läßt uns das Steueramt nicht im Sacke.“

„Wir kunn'ten gehen auch,“ billigt ein anderer, zieht eine feine Piße in die Nase, schnarcht behaglich dazu und läßt die stahlgrauen Augen von einem zum andern gleiten, gleichsam um die Wirkung seines Vorschlages zu erspähen. „Bis in den Filzwinkel zieht sich noch ein guter Weg, und wir werden noch ein paar Male Durst kriegen.“

„Mir scheint, heute . . .“

„Geht unter einer Zahlerei dahin,“ redet der wieder und blinzelt mit seinen grauen Augen gar eigentümlich. „Wenn uns das Steueramt alles abgenommen hätte . . .“

„Natürlich,“ lacht der Kur Schmied. „Ich geb' euch doch ein feines Trankl dafür, und wenn . . .“

„Wenn's uns schaden täte, kunn'tst uns gleich kurieren auch.“

„Kerschhackel, du hast heute den helligen Brand gesehen,“ tadelt der Wildbart. „Mit dir ist's ganz aus der Weise. Sonst druckt und knaufert er wie . . . wie . . .“

„Bauernfeiertag, der Steuertag, und ich hab' gleich alle vier beisammen heute, hab' mir all die guten Zeiten auf einen Tag zusammengespart.“

„Wir brechen doch auf,“ billigt auch ein graubärtiges Männlein. Der Kerschhackel hat recht: der Weg ist noch lang, und wenn wir gerade noch Durst haben: unjer Ruhahn bittet auch ums tägliche Brot.“

„Ja, beim Ruhahn kriegen wir auch noch unsern Trank,“ nickt der Wildbart und steht auf. „Und nachher, wenn leicht einer ein bissel einseitig werden sollt', er hat nimmer so weit heim.“ Er nimmt sich aber im stillen vor, sich am Ruhahn hübsch vorbeizudrücken.

„Auch hat er recht, der Stindl,“ gibt der stichelhaarige Hüne zu. „Vom Ruhahn haben wir nimmer so weit heim.“

„Der Kerschhackel jedoch will dawider noch allershand Einwendungen machen, findet aber kein Gehör mehr. Alle rüsten zum Aufbruche, und er muß mit, will er nicht allein hockenbleiben . . . Nein, er muß trotzdem noch nicht mit. Er braucht ein neues Säge-

blatt, und der Eisenjude liegt hübsch am Wegel gen das andere Ende des Marktes.

„Und das ist dir nicht früher eingefallen?“ entsetzt sich der Graubart, der Thomerl, schier. „Daran gah nicht früher denkt? Jetzt, wo . . . Nein, ich bin schon des Weges, und nachher ging es leicht wieder von neuem los. Vergessen ist vergessen, und . . . muß halt nachher längere Schritte machen.“

„Beim Auhahn krieg' ich euch sicher.“

Alle brechen auf und machen sich auf den Heimweg, und der Kerzhackel geht noch zum Eisenjuden um ein Sägeblatt . . . Was tät' er schon daheim? Bis in den Filzwinkel braucht einer vier Stunden und . . . was tät' er schon daheim? Er läßt sich recht schön Zeit heimzu und kauft sich leicht in der Flachau noch eine Maß oder zwei, und beim Auhahn nochmals, wenn nicht unterwegs auch hier oder dort. Er kommt früh genug heim, allweil früh genug.

Beim Eisenjuden sucht er langmüchtig herum, bis ihm einmal ein Blatt paßt, und dann schlendert er wieder zurück nach des Kurzhmieds Wirtshäusel. Er hat noch Durst, und heute geht es unter einem Aufwaschen. Der Kurzhmied aber hat wenig Lust, sich zu einem einzigen Gaste in die Schenkstube zu hocken, und allein wird's dem Kerzhackel auch bald zuwider. So gibt er sich doch auf den Heimweg. Er braucht sich ja nicht zu übereilen, er hat Zeit vor sich, und beim Auhahn im Filzwinkel bleiben schon ein paar hängen, bis er hi. kommt, wenn . . . es nicht etwa gar zu spät wird . . . Wie es halt wird! Er versäumt nichts und braucht sich nicht zu übereilen . . . Hat nicht etwer gerufen?

Er schaut sich nach allen Seiten um und schlendert wieder weiter, da er niemand sieht. Wer weiß, wer einander gerufen hat? Ihm kann es auch gleichgültig sein, aber er hat im ersten Augenblicke richtig gemeint, es . . . Ah! Unsinn! Wer wird denn erschrecken beim helllichten Tage? Aber beim Auhahn legt er sich hübsch ein paar Halbe über die Leber, hübsch ein paar, daß er . . . daß er nicht aus der Stimmung kommt, in die er beim Kurzhmied hineingefunden.

Teufel noch einmal! Jählings bricht ihm der Schweiß aus allen Sehlöchern der Haut, wie wenn er mit einem um die Wette rennte! Und er schlenbert doch nur so dahin, daß man's mit knapper Not halt auch noch gehen nennen kann. Davon brauchet einer nicht zu schwitzen und wegen der übermäßigen Hitze auch nicht. Es ist wohl ein recht warmer sonniger Tag, aber man hat doch schon die Zeit um die Kirchweih' herum, und was hat's oftmals im Hochsommer für eine Hitze, und man braucht nicht halb soviel zu schwitzen, trotzdem man auch noch bärenmäßig arbeiten muß dabei . . . Das Bier? Kurnt' auch sein, daß es wieder aus dem Leibe seihen muß, sonst . . . Nein, sonst ist's nichts, gar nichts.

So sinnt und schlendert er dahin, und hinten auf der Hochstraßen kauft er sich beim Rühbarnwirt auch eine Maß. Sind ein paar Holzfuhrleute dort, und nachher kommen einige Viehhändler und seilschen und

handeln schier ärger wie die Juden. Da bleibt er, bis es zu nachten anfängt, und unterhält sich mit den Leuten . . . Bis es zu nachten anfängt? Runnt' ihm einfallen! Die Nacht ist keines Menschen Freund, durch den Tobel hinauf soll es seit jeher nicht recht gebeuer sein, und . . . es hat's nicht not, daß er mehr sieht oder hört, als was er sehen und hören will, es hat's gar nicht not. Es fängt übrigens eh' schon an, sich gen Abend zu neigen, und der Tag hält um diese Zeit gar nimmer her. Wenn einer auch meint, er hält' einen Tag vor sich wie einen Sommertag, und er kurnt' auch diese Länge haben; ja sonst etwas! Gleich wird's zu nachten anfangen, in einer halben Stunde, in einer Stunde längstens, und er hat noch nahezu zwei Stunden heim und muß durch den Tobel! Jetzt heißt's ausbrechen und die langen Schritte einsetzen, sonst . . . Ah was! So ein Hasenfuß ist er doch sein Lebtag noch nie gewesen, und wie oft ist er schon in rabensfinsterner Nacht durch den Tobel gegangen? . . . Nein, es ist schon Zeit auch, höchste Zeit, und mancher andere kann schon lange daheim sein und vielleicht noch etwas werken und schaffen, eine Kleinigkeit, viel eh' nimmer. Ja, er macht sich auf die Strümpf' und schaut, daß er zum Auhahn kommt.

Hastig zahlt er, und hastig macht er sich auf den Weg.

Die Sonne neigt sich schon stark zum Untergehen, und wenn sie um diese Zeit nicht durch die Lute des Mühleckertales hinunter könnte, sondern über die Höhen hinunter müßte, wäre sie schon längst drunten. Nöthlicher Glanz liegt über den Höhen und hängen des Hochsteines, die Häuser und Höhe dort oben schauen aus wie aus lauter Rosenblättern aufgebaut, und manches Fensterlein blinkt und flammt, als wenn es dahinter hellauf brennte. Die Gegend im Tobel und gegen den Filzwinkel hinauf aber liegt im violetten Schatten.

Ein Bärlein kommt ihm entgegen, freudleuchtendes Lachen über den Gesichtern und die Streurechen über den Schultern, und er stimmt ein Truchlied an. Paßt ihm aber auch nicht; er bricht kurz ab und schreitet und hastet stumm und sinnend weiter, bis er in den Tobel kommt. Dort fängt er zu pfeifen an, alle möglichen Weisen und Stücken bunt durcheinander, wie sie ihm halt gerade in der Hast einfallen. Und wie wenn ein Feind hinter ihm her wäre oder ein Wetter mit Wolkenbruch und faustgroßen Schlossen eilte er durch den Tobel.

Schier so naß wie gerademweg aus dem Bache gezogen kommt er zu dem einschichtigen Straßewirtshause droben auf der Höhe, wo der Tobelgraben endet und die Hochflache beginnt, die der Filzwinkel heißt. Das Wirtshäusel heißt „beim Auhahn“, und der Besitzer schreibt sich auch Auhahn, Kaspar Auhahn. Da legt er sich jetzt ein paar feste Maß über und . . . Ja, weil er nur da heroben ist, und wenn nur etwer drinnen wäre! . . . Es ist noch Licht, und höchstwahrscheinlich sitzen noch ein paar drinnen von denen, die auch beim Kurzhmied drunten gewesen in der Flachau.

Nichtig! Der Kumpf ist noch da, der stichelhaarige Neffe, der Knaus, der Steger und der Scheck, und sie alle starren und stieren ihn an, wie . . . Ja, wie denn gerade nur? Höllteufel noch einmal! Soll er sich jetzt so oder so denken?

„Himmelschimmel!“ knurrt und pfaucht er, da er das Sägeblatt auf die Bank wirft, sich schwerfällig auf einen Stuhl niederläßt und den nur so rinnen- den Schweiß abzutrocknen versucht. „Eine Schwülen hat's noch wie . . . wie mitten im Sommer, und . . . wenn einer nur einmal zurück ist! Was wär's gewesen, wenn mir einer . . . einer oder der andere noch ein Zeitel gewartet hätte?“

„Magst eine Halbe?“ fragt der Wirt, ein langmächtiger, rotbärtiger Mensch, und seine Stimme klingt merklich anders denn sonst.

„Eine Maß gleich!“ schafft der Kerchhadel.

„Zwegen was bist nicht gleich mitgangen?“ fragt der Steger halb tadelnd, halb mitleidig, während die andern noch alleweil starren und schauen wie nicht recht gescheit . . . Wer wird ihm's sagen, dem Kerchhadel, was für einen . . . Steuertag er heute hat? Wer wird den Mut dazu aufbringen? Sind Kerle, die es mit einem Bären aufnehmen oder mit drei, vier Segnern, aber . . . einem das sagen? Und nachher ihm den Trunk vergiften nach dem er sichtlich lech-



„Zwegen was bist nicht gleich mitgangen?“ fragt der Steger halb tadelnd.

zet? Gehört ein Herz dazu, und nicht jeder hat es. Der Wirt bringt den schäumenden Maßkrug und stellt ihn vor den Kerchhadel. „Gesegn' es Gott!“ wünscht er, wie es der Brauch ist in der Gegend. „Und . . . is vielleicht zuerst einen Brocken Brot! Ein hitziger Trunk hat manchen schon . . . schon verdorben.“

„Ja, tu her ein Bröckel!“

Und während der Kerchhadel an dem Bröckel Brote beißt und würgt, beginnt er von außen herumzureden und ein bißel vorzubereiten, damit das harte Wort nicht zu jäh kommen möge. Wenn ein Wetter am Himmel heraufzieht, weiß jeder, welche Zeit es ist und wessen sich einer versehen kann, wenn aber ein Torichlag aus heterem Himmel herniedertracht, macht jeden der jähe Schrecken ganz besinnungslos. Und es ist, wie wenn einem etwas zuginge. Sie

haben erzählt, wie lustig und übermütig schier dieser Mensch heute gewesen, und . . . jetzt wariet seiner so eine Neugheit, so . . . ein Fall. „Der Menich muß an seinem Gesunde halten, so viel er halten kann; schlupft ihm eh' oftmals das Trumm aus der Hand trotz allem Halten oder . . . oder . . . Wie jag' ich denn gerade? Oftmals wird's auch abgerissen, wurzweg abgerissen von . . . von halt einem andern . . .“

Ein paar Augenblicke stiert nun der Kerchhadel den Wirt gar sonderbar an, greift nachher hastig nach dem Krüge und trinkt ihn auf einen Zug fast halb aus.

„Weißt leicht schon . . . etwas?“ fragt der Wirt, so nahe als möglich herankommend. Dem Anstaren nach mag ihm vielleicht schon eine gelinde Ahnung

aufsteigen, eine Vorahnung, wie es die Leute nennen.

„Ich? Nichts, kein Wörtel. Was . . . sollt' ich denn . . . wissen?“ dehnt der Kerchhadel schier ellenlang heraus, und sein sonnbraunes Gesicht wird fast rindenbraun.

„Wenn etwas sein will, schickt sich halt etwas,“ drückt der Wirt noch etwas herum. „Kannst nichts machen. Mußt den Schleuderer hinhinnehmen und schauen, daß du auf den Füßen bleibst.“

„Was . . .“

„Komm' ja nicht leicht möglich sein, daß du etwas gehört hättest unter-

wegs, aber . . . erschrick nicht!“

Darf eins nur sagen, das andere soll nicht erschrecken, nachher weiß dies schon, woran es ist, und daß es alle Ursache hat, zu erschrecken.

„Ich weiß nichts. Was . . .?“

„Deine Schwester haben sie umgebracht,“ sagt nun der Knaus schlankweg heraus, da seiner Ansicht nach dieses Vorbereiten peinlicher sein muß wie die Nachricht selbst, die einer doch allemal noch erfahren muß. „Ja, deine Schwester die Marget.“

„Was . . . d' nicht sagst?“

„Ja, den Vormittag über muß es gewesen und geschehen sein,“ erzählt nun der Wirt weiter. „Wie deine Leut' vom Streurechen heimkommen sind gen Mittag ist's schon geschehen gewesen . . . Keine Marget um und um im Hause, nicht eingeeißt und nichts hergerichtet für den Mittag, und wie sie ge-

sucht haben, haben sie sie gefunden im Keller unten . . . erstickt in einem Bett . . .“

„Das hab' ich von allem Anfange weg schon nicht geglaubt,“ behauptet die Wirtin und schaut ein paar Augenblicke von ihrer Flickelei auf. „In einem Bette eins ersticken!“

„Ist so erzählt worden,“ behauptet der Wirt.

„Möglich wär's schon,“ gibt der Scheck zu. „Wenn eins jählings über die Stiegen hinunterfallet, und sich leicht hübsch damisch¹⁾ schläget, bis es zu Sinnen käme, kunn't es erstickt sein in einem Bette. Sel wäre schon möglich, und sind schon hie und da kleine Kinder erstickt im Bette, wenn sie daruntergerutcht sind und sich nicht helfen haben können.“

„Was d' . . . nicht sagst? Die . . . Marget?“ So der Kerschhadel wieder. Mit leicht zitternder Hand hält er den Maßkrug beim Henkel, und seine Blicke gleiten von einem zum andern, als wollten sie hinter die trockenen Reden lugen.

„Ist so erzählt worden,“ bestätigt der Wirt wieder.

„Gleich im ersten Weichrei hat's nicht anders geheißn; aber wie nachher die Schandarm kommen sind, hat sich's herausgefunden, daß der Kas' anders riecht. Ein Ohrringel haben sie bei der Kammertür gefunden, abgerissen, und alles hat sich bei genauerm Ansehauen so gezeigt, daß . . . daß halt ein anderer dabei gewesen sein muß . . .“

„Alle . . . guten Geister!“ drückt und preßt der Kerschhadel heraus und schüttet den Rest der Maß in sich. Und dann langt er nach dem Geldbeutel, zählt und richtet sich zum Gehen.

„Sel . . . sel . . .“

„Sel würdest dir auch nicht denkt haben, wie du for- bist,“ meint die Wirtin. „Und wie sie gerade vorhin erzählt haben, daß du den ganzen Tag über so lustig gewesen bist und so aufgeräumt! Wie wenn einem halt etwas vorginge!“

„Wäre schon bald so,“ brummt der Kerschhadel und langt nach seinem Sägeblatte. „Wäre wirklich bald so . . . Mit geht ihr keiner? Kumpf? Tätejt mir einen Gefallen, wenn du für eine Weil' mit- gingest. Wird eine Nacht werden . . . heute nacht.“

„Wenn d' meinst,“ willigt der ein. „Ein Zeitel will ich schon mit, aber . . . Werden eh' schon Aus- bleiber²⁾ dort sein aus der Nachbarschaft, und wenn einer schon den ganzen Tag herumhockt in . . . in der Welt, derselbe . . .“

„Ob nicht der Lump, der Himmelzahner³⁾ . . .“ argwohnt der Kerschhadel, während sich der Kumpf zum Mitgehen richtet. „Gefallen hat er mir noch nie, der . . . der . . .“

„Der . . . Hans meinst, der . . . Himmelsteine- burh?“ behnt der Steger heraus. „Tu dich ein bissel hüten, Kerschhadel!“

„Zwegen was?“ fragt der hastig und wirft ihm einen süchtigen und scheuen Blick zu.

¹⁾ bewußtlos.

²⁾ Leute, die die übliche Totenwacht halten.

³⁾ zahnen = falsch, zähnefletschend lächeln.

„Zwegen was? Weil d' jetzt gar nichts sagen kannst, bis eine Handhabe da ist. Erstens ist einer bald in einen falschen Verdacht gestellt, und nachher, wenn er's nicht leidet und dich verklagt . . .“

„Gute Nacht alljam!“ wünscht der Kerschhadel kurz und geht der Türe zu. Werden halt sehen . . .“

„Dir ist heut nicht leicht eine zu wünschen, eine gute Nacht,“ meint der Scheck und richtet ebenfalls übers Zahlen und Heimgehen. „Da müßt' die Karten lügen.“

Der Kerschhadel und der Kumpf gehen hinaus und schlagen den Weg zum Kerschhadelhöfel ein. Der Kumpf ginge lieber gerademwegs heim, aber was will einer tun, wenn er schon angegangen wird um so einen Gefallen? Mitgehen tut er, und bei der ersten Gelegenheit drückt er sich wieder. Wenn ein paar Nachbarn dort sind im Ausbleiben, mißt ihn eh' keiner mehr.

Dumpf-schweigend liegt die sternglitzernde Herbst- nacht über der in dunkles Grau gehüllten Gegend, und schweigend stapfen sie all zwei hintereinander dahin. Der tagsüber so aufgeräumte Kerschhadel ist schweigjam und fast stumm geworden, und niemand kann es ihm verdenken, und was sagt er, der Kumpf? Was weiß er mehr von der . . . dieser Tat, als was vorhin im Wirtshäusel geredet worden, und was redet einer, wenn er nicht unversehens und ungewollt ein Dertel erwischen will, wo es dem andern bitter wehe tut. Wenn er denkt, wie ihm zumute sein müßte, stände er in des andern Schuhen! Kein L'stchen rührt und regt sich, kein Blättlein wispert und flüstert im Gehecke, und nur von Zeit zu Zeit hrt man auf ein paar Augenblicke das leise Rauschen des Tobelbaches, das beinahe so anmutet als hörte man die Gegend oder die Nacht verstohlens Ausrufenzen.

In einer seichten Mulde am Fuße des Weissen- steins liegt das Kerschhadelhöfel in seiner Weltab- geschiedenheit, aber heute strahlt das Licht aus allen Fenstern, und leises Stimmengemurmel hallt in die Nacht heraus.

Ein Totes im Hause, das frühmorgens noch frisch und lebendig gewesen und das . . . durch eines Mörders Hand ums armjelige und doch nicht minder frohsreudige Leben gebracht worden! Wenn eins so vernirbt und wenn es auch unverhofft kommt, wenn eines Menschen Ziel und Zeit abgelaufen nach dem Statichlusse des Schöpfers: wer kann dafür? Wer kann ein ewig und für jeden ewig gleich bleibend Gesetz ändern? Wenn eins ein jäber Unfall trifft, wie sich's mitunter bei der schweren, gefahrvollen Ar- beit ereignet: man kann zumeist nicht dafür, aber man nimmt es schwerer, und man macht sich alle mög- lichen Vorwürfe, daß man gerade denselben Tag diese Arbeit angeschickt. Aber ein Mord, eine Mord- tat! Mit ruchloser Hand nehmen, was der Mensch nicht geben kann mit bestem Willen, nehmen, woran der ärmste Bettler hält und rettet, und das manch- mal nur dem reichen Müßiggänger zur Last wird: das Leben! Ein Mord! . . . Da kann eins nichts

mehr sagen dazu, da kann eins nur mehr schaudern und verurteilen.

Der Kumpf bleibt vor dem Hause stehen. „Stehst nimmer an auf mich,“ sagt er ganz unvermittelt. „Wie man hört, sind Leute genug in der Stuben, und ich . . . Weißt ja, heute der ganze Tag. . . Und: Alis, nimm dir's nicht gar zu hart! Es wird nimmer anders, wie es ist.“

„Eh' nimmer, aber . . . ich zähl' und mutmaß' halt allerweil . . .“

„Gute Nacht, Alis!“

Er kehrt sich kurz ab und geht heimzu, der Kerschhackerl aber bleibt noch ein paar Augenblicke stehen, als müßt' er sich erit besinnen, in welcher Zeit er stünde, oder sich fassen, und nachher geht er ins Haus und in die Stube.

An der Stubentür bleibt er stehen und schaut so wie einer, der . . . der sich halt im ersten Schrecken nicht auskennt.

Ein untersehter, etwas verunstalteter und beschränkt dreinsiehender Burisch kommt händeliegend auf ihn zu: sein Bruder, der Girgl. „Alis, mein, Alis! Die Geschichte! Die Not! Unsere Marget . . . Und noch liegt sie im Keller unten und darf nicht gerührt werden, bis morgen die Gerichtsherrn kommen . . . O mein, Alis! Zwegen was bist heute nicht daheimblieben, zwegen was . . . hast müssen . . . ?

„Weißt es leicht eh' schon?“ fragt der Ulrich, der Zumann dazwischen.

„Der . . . Auhahn hat mir's gerade vorhin erzählt, und . . . und wer geht denn Steuerzahlen, und wenn ich auch . . . nicht gangen wäre, so wär' ich mit ins Streurechen.“

„Aber natürlich,“ bestätigt der Ulrich. „Wenn etwas sein will! Und wer kann denn . . . so etwas im vorhinein wissen?“

Der Kerschhackerl legt das Sägeblatt auf den Schlüsselkar¹⁾, geht einige Male die Stube auf und ab und wischt sich den perlenden Schweiß von Gesicht und Kopfe. „So eine Geschichte,“ murmelt er, „so eine Geschichte! Ich . . . ich weiz im Augenblicke nicht, wo mir der Kopf steht. Ein Schlaq auf den andern und . . . und . . . Na, halt so fort in derselben Dicken!“

Was redet denn einer nicht zusammen in solcher Stunde? Die Leute nehmen nicht jedes Wort so genau, das einem zu solcher Zeit über die Lippen ruticht, und der Herrgott wird's noch weniger genau nehmen müssen, da er ungleich gerechter und mildherziger ist, denn alle Leute mittsammen . . .

2.

Am nächsten Tage kommt die gerichtliche Beschau: ein Gerichtsherr, ein Schreiber, ein Arzt und zwei Gendarmen.

Im Kerschhackerlhöfel arbeiten sie in und ums Haus herum so totschlächtig und zagflüchtig wie Zinnen, in deren Stocke etwas in Unordnung gekommen, und

eins wie das andere sieht der Gerichtsabordnung mit recht gemischten Gefühlen entgegen. Gerichtsherrn sind eigene Herren, und wer nicht gerade mit ihnen zu tun haben muß, weicht ihnen aus. Ein schiefes Wort wenn einer einmal herausradert, oder wenn er ein bißel raust, nachher stecken sie ihn in den Kotter, aber wenn einem von einem Größeren unrecht geschieht, da ist's schon nimmer so, und gar erst . . . Na, man wird ja sehen und hören, was sie alles ausbrüten werden, und ob sie den Mörder erwischen. Freilich, haben wenn sie ihn täten, nachher sprächen sie ihm schon ein paar Monate zu, vielleicht ein bißel mehr, wie wenn einer bettelt oder vor Hunger eine Kleinigkeit stiehlt, aber zwischen Haben und Finden ist ein hübsch breiter Graben.

„Die ganze Geschichte wird für die Kaze sein,“ mutmaßt der Ulrich und raspelt unter tüchtigem Kreistrennen eine gehörige Menge Schnupstabaq in die Kaze, „gerade für die Kaze,“ zähl' ich. Daß die Marget tot ist, sel kennt ein jedes, und . . . und . . . wer hat's denn gesehen, wie es hergegangen ist und . . .“

„Ich argwohne halt allweil auf den Lumpen,“ brummt der Kerschhackerl in seinen buschigen Schnauzbart und zieht mit dem Keutel die Spannfette des Wagens an, daß die Kettenglieder knaden.

„Schau! Und gerade an diesen dent' ich nicht,“ widerpricht der Ulrich baumfest. „Brächstest du eine um, die du in der nächsten Zeit heiraten willst . . . und die dich herausreißen sollt' aus . . . aus dem Gesumpfe?“

„Ich nicht und ein anderer leicht auch nicht, aber . . . Lump ist Lump, und wenn sich nachher die Geschichte . . . ein bißel spießen will und . . . und . . . daß es mit dem Herausreißen nicht mehr viel gleichsieht . . . ?

„Ja . . . sie ist doch alle Luksi¹⁾ gewesen für ihn und hat auf keinen Menschen und auf kein Reden mehr gehört.“

„Eh, eh,“ gibt der Kerschhackerl zu und nickt ein paar Male vor sich hin. „Ist eh' so gewesen, ist eh' gar nicht anders gewesen, bis . . . bis ihr halt doch ein bißel ein Verstand kommen ist. Vorgestern . . . auf die Nacht haben wir noch so geredet und geraten darüber wie man halt schon redet, und . . . sie hat es eingesehen, daß sie keine größere Dummheit nimmer ansangen konnt'. Leicht . . .“

Die Gerichtsherrn kommen heran und begeben sich ins Haus, und alle Hausleute müssen mit in die Stube.

Ob schon jemand im Keller gewesen seit gestern, seit die Gendarmen fort sind? . . . Kein Mensch, nicht einmal der Bauer, weil es so angeschafft worden ist. Nur die Kellertür, die einen Teil der Kammertür bildet, ist zugemacht worden, damit nicht etwa noch jemand hinabstie und sich totschlage.

Und jetzt: Wie ist alles gewesen?

Wie alles gewesen ist? Das ist leicht gesagt, so weit man es weiß. Was eins nicht weiß, kann es

¹⁾ Kar = Gefäß, Behälter.

¹⁾ so viel wie Feuer und Flamme.

nicht sagen . . . Gestern ist der Steuertag gewesen für die Filzwinkler Gemeinde, und weil er, der Kerschhackel, hat steuern gehen müssen, hat er zum Streurichten angerichtet. Er hat sich zum Gang in die Flachau zusammengedrückt, hat Steuerbüchel und Geld zu sich gesteckt und ist nachher mit dem Bruder, dem Girgl, mit dem Ulrich und seinem Weibe und mit der Kosala, der Dirn, hinauf in den Wald am Weissenstein, hat ihnen oberhalb des Jakobiweges den Platz gezeigt, wo sie Hestreu¹⁾ rechen können, hat ihnen aufgetragen, nicht zu tief zu rechen und keinen Schaden zu tun, und ist nach dem Jakobiweg gleich auf der anderen Tobelseite nach Flachau gegangen. Dort hat er seine Steuer entrichtet, beim Kürschmied hübsch kliche der Filzwinkler getroffen und . . . ist halt hochengeblieben mit ihnen. Als sie sich aber auf den Heimweg gemacht, hat er sich erinnert, daß er noch ein Sägeblatt kaufen und heinbringen muß, und hat sich so erst recht verspätet. Beim Ruhahnwirts hat er nachher auf dem Heimwege von der . . . der Wirtschaft übereinander erfahren. Mehr kann er, der Kerschhackel, nicht sagen.

Wird eh' sein, denn was kann einer wissen, was daheim geschieht, wenn er in der Flachau steuern ist? . . . Warum aber die Marget nicht mitgegangen aufs Streurechen?

Warum? Weil im Auswärts²⁾ kurz hintereinander seine Mutter und sein Weib verstorben sind, der Doktor weiß eh', was ihnen gefehlt hat, und weil halt seit dieser Zeit die Marget die Hauswirtschaft führen muß oder hat führen müssen. Und so ein Weiberleut muß vormittags daheim sein. Das und das gib't zu tun, und wenn die Leut' aus der Arbeit kommen, wollen sie ihr Mittagessen haben. Wenn eins alles im voraus wüßte, hält' es so gerichtet werden können, daß alle ums Haus herum beschäftigt gewesen wären . . . Wenn eins halt alles im vorhinein wüßte!

Wie das Graußige geschehen und gekommen ist, weiß auch keines von den andern. Sie sind mit dem Bauern in den Wald am Weissenstein hinauf und

haben oberhalb des Jakobiweges Streu gerecht, bis es so gegen Mittag und Zeit zum Heimgehen geworden. Rechen und Hacke haben sie oben gelassen, und die müssen jetzt noch oben sein, weil seither keines mehr hinaufgekommen . . . Der ganze Hof ist wie öd und ausgestorben gewesen, Tür und Tor unversperrt, der Ofen kalt und die Kellertür offen, und von einer Marget keine Spur, bis man über lauter ängstlichem Suchen auch in den Keller gekommen. Da ist sie halt unten gelegen hartnahe bei der Stiege, das Bett auf ihr und maus'tot. Ob sie selbst hünntergefallen, oder ob sie jemand hinabgestürzt, iel kann natürlich keines sagen, das um dieselbe Zeit in Weissensteiner Walde oben gearbeitet.

Tür und Tor offen! Wenn ein unrechter Mensch in der Nähe gewesen wäre oder die Hand im Spiele gehabt hätte, wäre das ganze Haus auszuäumen gewesen . . .

Ob schon nachgeschaut worden, ob dies oder jenes fehlte, Geld, Wertsachen und dergleichen? . . . Keinem Menschen ist solches bisher eingefallen, weil keines ein Stückel vermißt hat und auch, weil man in einem solchen Falle am allerwenigsten an das denkt, woran man zuerst denken sollte.

So sucht man nun, aber es geht nichts ab, kein Tüschel, kein Knopf, Geld und nicht einmal ein Nagel, nichts, gar nichts.

Ein Raubmord kann's also unmöglich sein, trotzdem

der Gedanke so nahe liegt; die Gendarmen jedoch behaupten, daß nach ihren Beobachtungen und Ansichten ein unglücklicher Zufall, ein Unfall, vollständig ausgeschlossen ist, und daß unbedingt ein Mord vorliegen müsse.

So geht man an die Beschau. Es wird vorerst jede Möglichkeit genau in Erwägung gezogen, dann die Leiche heraufgeholt und vom Arzte untersucht . . . Der Tod ist durch Ersticken eingetreten, aber alles andere deutet darauf hin, daß vorher, wenn schon nicht ein erbitterter Kampf, so doch ein kurzes Ringen und Wehren stattgefunden haben müsse, wobei die nun Tote möglicherweise der offenen Kellertür zu nahe gekommen und hinabgestürzt oder geradewegs hinabgestürzt worden. Am Hinterkopf ist etwas zu sehen, wie wenn dort ein Aufschlag auf eine der steinernen, hübsch scharfkantigen Stufen statt-



Und jetzt: Wie ist alles gewesen?

¹⁾ Hest = abgefallene Fichten- und Lannemadeln vermischt mit Moos.

²⁾ Frühjahr.

gehabt hätte. Der Erstickungstod kann nachher absichtlich herbeigeführt worden oder zufällig infolge des betäubenden Aufalles eingetreten sein. Mehr läßt sich vorläufig nicht raten, mutmaßen und sagen. Wer aber war bei dem als sicher annehmbaren Morden und Mordern?

„Hm!“ macht es der Ulrich geringschätzig. „Wenn das einer wüßte, nachher . . . hätten wir nicht um die Schandarm geschickt.“

„Den Lumpen müßt ihr umbringen,“ fordert der Giral.

Einperren, umbringen, hängen, alles dies könnte man mit dem Kerl tun, wenn man ihn einmal hätte, aber ehvor haben es auch schon die Nürnberger nicht getan . . . Ob kein Verdacht besteht?

Verdacht? Mein! Auf wen kommt' ein Verdacht haben, wenn es weder so noch so sagen kann, und wenn es nicht einmal richtig weiß, wie es gewesen ist?

Es wird noch einmal alles untersucht und jede Möglichkeit in Erwägung gezogen, dann muß der Schreiber dies und jenes aufschreiben, und endlich geht die Gerichtsbeschau wieder dorthin, von wannen sie gekommen. Man weiß nicht mehr und nicht weniger wie vorher, nur darf jetzt die Leiche in der üblichen Weise in der Stube aufgebahrt und am andern Tage begraben werden.

„Es wird doch nicht viel anders sein, wie ich mein' und mutmaßte,“ sagt der Kerschhacker nachher auf der Gred draußen zum Innmanne, als die Beschauherren gerade ums Stadeldeck biegen, und einer der Gendarmen hört es und kommt gleich darauf wieder zurück. Auch die andern kehren noch einmal um.

Wie meint und mutmaßt er, der Kerschhacker?

„Mein!“ macht es der schon und zurückhaltend. „Wie man in so einem Falle oft schon hin und her ohrt und strubelt! Es kann leicht kein Darandenken sein, aber . . . es kommt einen halt in den Kopf . . .“

„Gerade dawider traut' ich mir meinen Kopf zu verwetten,“ unterbricht ihn der Innmanne, der Ulrich.

„Nur heraus damit!“ fordert der Gerichtsherr. „Ob die Mutmaßung richtig oder irrig ist, das wird das Gericht zu untersuchen und zu entscheiden haben und auch entscheiden, und jeder ist verpflichtet, alles zu sagen und bekanntzugeben, was zur Aufklärung des Falles beitragen kann.“

„Zu halt auch so eine Mutmaßung, und wenn einer doch unrecht in einen falschen Verdacht käme! Die Leut' machen oftmals nochmals so viel dazu . . .“

„Nur heraus damit! Wie meinen Sie?“

„Meinen? Mein! Ich hab' halt auch so geohrt . . . Die Marget hat sich dummmweise einmal eingebildet, daß sie einen . . . einen . . . halt ein bißel einen Lumpen heiraten wollte, den Himmelsteiner Hans. Etwan kennen ihn die Schandarm eh'. Ganz so viel Verstand wie manch andere hat sie eh' ihr Lebtag nicht gehabt, und . . . und man weiß ja, wie oft ein Weiberleut ist, wenn es sich etwas einbildet. Was ich die ganze Zeit her geredet hab' an ihr: nichts ist's gewesen, und nichts hat es gefruchtet . . .“

„Wer weiß hätt' sie es gerade verfehlt?“ meint der Ulrich.

„Ja, sagen konnt' es eins auch nicht, aber hergeschaut hat's zum Versehen . . . Und vorgestern bin ich noch einmal eingerückt über sie und hab' ihr . . . hab' ihr mehr ins Gewissen geredet wie . . . ein Missionspfarrer. Da ist sie doch strubelnd worden und wankelmütig und hat sich gezeigt, daß sie einen richtigen Verstand annimmt . . . Ich . . . hab' natürlich eine Mordstunde kriegt, und wie ich nachher die . . . die Geschichte hör', ist's mein erster Gedanke gewesen: ob es nicht da etwas geben hat? Dürfte gerade dieser . . . dieser Mensch ins Haus kommen sein und von ihrem Wankelmüt gehört haben . . .“

„Und da glauben Sie . . .?“

„Glauben? Was kann man denn sagen? Mir ist's halt so in den Kopf kommen.“

„Und ich getrauet mir Leib und Seel' zu verwetten,“ behauptet der Ulrich wieder.

„Jeder kann sich täuschen,“ belehrt der Gerichtsherr. „Das Richtige herauszufinden wird Sache des Gerichtes sein.“

Die Beschauherren wenden sich wieder ab, setzen ihren Weg fort und raten hin und her. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet liegt diese Mutmaßung eigentlich sehr nahe. Die Ermordete darf nur ihrer Sinnesänderung mehr oder minder deutlich Ausdruck gegeben haben, der . . . dieser Himmelsteiner darf darob in Zorn und Aufregung gekommen sein und den früheren Sinn haben erzwingen wollen und so weiter. Möglich ist alles, und . . . das Gericht wird diese Spur verfolgen müssen.

Vom wackeligen Reitertürmchen der Kirche in Filzwinkel klingen und himmeln die Glocken über ein offenes Grab und hinaus über die herbstnebeligen Fluren, und zum Freithofstore hinein trägt man einen schwarzgestrichenen Sarg und drängen hinterher die Leichgänger. Vor dem Grabe wird die Bahre mit dem Sarge niedergestellt, und der Pfarrer kommt und nimmt die Einsegnung der Leiche und des Grabes vor.

Dumpf und traurig hallen die Gebete hinaus über den Freithof und in den nebeldüsteren Tag, und dazwischen hört man hier und da leises, halbverdrücktes Seufzen und Schluchzen, und der Giral lehnt an einem Eisenkreuze daneben und stennt und schluchzt zum Steinerweichen. Er hat nicht den ganzen, vollen Verstand, wie ihn andere haben, aber sein Herz ist im richtigen, und er hat die Schwester so gern gehabt, so gern. Die Hanne, des Alis Weib, hätte auch zu ihnen gehört, aber die hat ihn nicht recht leiden können und auch er sie nicht. Diefenwegen hat auch der Alis viel eingebüßt bei ihm. Aber die Marget hat auf ihn geschaut, und er wäre gewiß mit ihr gezogen, wenn sie den Himmelsteiner Hans geheiratet hätte. Und derweil geschieht das, derweil muß sie so einen schandlichen Tod nehmen! . . . Du allerlösender Herrgott! Jetzt lassen sie sie schon ins

Grab hinunter, jetzt . . . steht er nicht einmal mehr ihren Sarg!

Ein schriller, kirrender und bebender Schrei entringt sich seiner Brust, und er sinkt neben dem Eisentkreuz zusammen.

„Zum Höll . . .!“ ärgert sich der Kerschhadel darob und wird biberrot im Gesichte. „Ein solches Gestell! So ein Getue!“ Er will hin, aber man verstellt ihm den Weg. Wenn dem etwas beschränkten Burschen halt das Schicksal und der Tod der Schwester so zu Herzen gehen! Auch so ein Mensch hat ein Herz und einen Platz für seine Lieb’.

Ein paar Nachbarn ziehen ihn empor und vor den Freithof hinaus.

Auf der andern Seite des Grabes aber steht ein anderer, dem es im Gesichte nur so zuckt und reiht, und dem von Zeit zu Zeit ein helles Tröpflein aus den Augen tritt und auf den buschigen Schnurrbart niedersickert: der Himmelsteiner Hans, ein bekannter Käufer, Wildschütz und Pascher, der sich mit diesen seinen Leidenschaften gehörig in die Schulden geritten und im Ansehen herabgesetzt. Gudring drei Viertel seines Herzens sieht er dort vor sich in die Grube senken, und mit dem Leut versinkt auch sein Rettungsfleisch. Die hat ihn am Schnürl und Bändlein gehabt, der hat er versprochen, weder mehr zu raufen noch zu jagen oder zu paschen, und die hält’ ihn aus den Schulden gerissen. Jetzt ist’s aus und Amen, und . . . der Hans halt wie eh’vor. Jetzt liegt ihm an nichts mehr . . . Wie wenn der ganze Weizenstein in seinem Brustkasten läge und mit all seiner Wucht und Schwere auf sein Herz drückte, so ist ihm, und die Arme, die es mit einem Bären aufnahmen, zittern ihm vor Wehleid wie Lämmerschwänzelein. Und er soll sich nicht einmal anmerken lassen, wie ihm ist, denn er ist nur . . . der Bräutigam gewesen . . . gewesen.

Dumpf tollern die Erdschöllchen auf den Sarg in der Grube, deren ein jedes drei nachwirft, ein Kreuz darüber macht und der Toten die ewige Ruh’ und Seligkeit wünscht, und als die Reihe an ihn kommt, wirft er auch drei der Erdbäpfelein in die Grube und macht das Kreuz darüber. Den frommen Wunsch aber bringt er nimmer zusammen. Ein heiseres Gröhlen kommt aus seiner Brust, und dann richtet er sich auf und krampft die Hände zu harten Fäusten zusammen.

„Wissen wenn ich täte . . .“ pfaucht er nur so heraus, „kennen wenn ich denselben täte . . . ich hustet’ auf Kriminal und Hölle, ich . . . bin der Himmelsteiner Hans.“

Und wie ein verwundeter Bär geht er vom Grabe.

„Dumm, wenn eine Geschichte’ einmal anfängt, nachher geht sie in einem Geleise fort,“ raunt der Thomerl dem Stindl zu. „Wie wenn der Fluch auf jeden drucket’.“

„So eine Leich’ denkt keines bei uns heroben,“ gibt der Stindl zu. „So, so . . . gerade gruseln tut dir.“

„Wirklich wahr. Und . . . du, hörst! . . . schau

dir ihn an, den Himmelsteinerbuben! Jetzt scheint mir . . . Und wenn das Gericht den Mörderer nicht findet, der sucht ihn.“

„Der Himmelvater sei dem gnädig!“ . . .

Vor der Freithoftüre heraußen aber stehen zwei Gendarmen mit aufgezopftem Seitengewehr und warten.

Die Leute schauen und raunen und gehen vorüber in die Kirche oder bleiben stehen, schauen, raten und warten, und um keines kümmern sich die beiden. Als aber der Himmelsteinerbub aus der Freithoftüre tritt, legt ihm einer die Hand auf die Schulter und redet und hält ihn an.

„Im Namen des Gesetzes! Sie kommen ein bißel mit uns.“

Und vor all den Leuten und Leichgängern führen sie ihn weg und zu Gerichte.

3.

Der Kerschhadel geht auf Freiessfüßen, und kein Mensch hält ihm solches für übel, trotzdem er Trauer über Trauer hätte. Um eine Mutter trauert man im Walde zwei Jahre, um ein Eheleut, um Mann oder Weib gutding ein Jahr, und um ein Geschwister halt auch ein Jahr, und all diese Trauer hätte der Kerschhadel beisammen.

Hätt’ er nicht soviel an Trauer beisammen, nachher kunn’ schon sein, daß die Leute schwasteten und überredeten; aber so geht’s bei ihm nicht anders. Es muß ein Weiberleut ins Haus, das der Wirtschaft vorstehen kann, dawider ist kein Kraut gewachsen, und bringt er keines herbei, muß es nach und nach schief gehen. Die Kofala, ein Dirndl mit fünfzehn, sechzehn Jahren kann gerade erst die notwendigste Stallarbeit und braucht da noch allweil jemand, der hinter ihr drein ist und so und so rät und schafft, und das einzige, das sie kochen kann, ist eine Milchsuppe, die nicht nach jedermanns Geschmack ist. Eine Grosbirn, die zu etwas steht, ist unterm Jahr nicht aufzureiben, und eine, die um diese Zeit dienstlos ist, taugt in der Regel eh’ zu nichts. So bleibt denn derweilen nichts übrig, als daß die Waben¹⁾ aushilft und im Höfel drunten kocht und wirtschaftet, bis es wieder anders wird. Es gibt eh’ allweil Arbeit Tag für Tag, und da der Ulrich seine ausgestifteten Tage noch nicht abgearbeitet, muß er im Höfel arbeiten und essen, und dem kranken Mehl wird halt sein Essen ins Inhäuel getragen. In so einem Falle muß eins halt tun, wie es sich tun läßt, und um eine gute Herberge darf eins ein bißel Zuwidrigkeit nicht achten, wenn es nicht anders geht. Nichts dauert ewig, und auch so eine Zeit muß zu Ende gehen.

Deswegen findet es auch jedermann selbstverständlich, daß sich der Kerschhadel um eine Hausfrau umschaut.

Man sagt wohl allweil, es wären soviel Weiber-

¹⁾ Barbara. Wahrscheinlich entstanden aus Barbarl = Waberl = Waben.

Leut' auf der Welt, daß auf jeden Mann gutding ih' er neune kämen, ab.r . . . soll sich nur einer dieje neun suchen, wenn er sie brauchet! Nicht eine findet er gleich, die ihm unter allen Umständen zu Gesicht stehen künnt'. Bei der einen ist's dies, bei der andern jenes, eine hat zu wenig Geld, die andere irgend-eine Untugend, und wenn einmal eine tauget', die-selb' ist am Ende schon verheissen oder . . . mag keinen Witwer . . . Ja, es soll nur einer das Suchen probieren! So leicht er es sich vorstellt, so sauer kann's ihm werden.

Der Kerzhackel versucht sein Glück da und dort, kann aber niemals von Glück sagen. Des Stinbls Jenz lacht ihm bellaus ins Gesicht, als er von außen herumzureden sucht, des Thomerls Annemir läte sich zu Tode fürchten in dem Hause, in dem so eine grausige Tat begangen worden, und des Kumpi Schwester erklärt rundweg, sie wüßt' eh' schon, wie sie sich einmal schreiben werde.

Daß der Blunder dieses langborstige Weibsgewölke gleich vierteln möge, wenn es nicht zu haben ist, wenn's einer brauchte.

Da tut der Ulrich einmal einen Rater auf gerad' und ungerad'.

„Brauchst denn gar soviel Geld?“ schlägt er in die Stauden. „Ih meine, nachdem der Girgl beim Hofe hiebt und die Marget tot ist und du also keine Ertheile wegzuzahlen hättest . . .“

„Soviel es halt wäre,“ bescheidet der Kerzhackel trocken. „Je mehr einer kriegen künnt', desto meh' sollt' er nehmen, zähl' ich. So Gelumpert kann einer nie genug haben.“

„Eh' nicht, aber . . . was sich halt ermachen ließe.“

„Wie käm' ich dazu, daß ich eine . . . nehmen sollte, die nichts hat? So Besen künnten schon aufzutreiben sein, aber . . . ich hab' doch den Kerzhackelhof.“

„Wohl und gut, und . . . auf wieviel tätest denn so beiläufig rechnen?“

„Wie ich gesagt hab', je mehr desto besser.“

„Da ist nicht zu reden mit dir,“ ärgert sich der Ulrich. „Täten es sechs, sieben Hunderter?“

„I'wegen was? Wüßtest leicht eine?“

„Ich frag' halt.“

„Wenn das Leut sonst tauget', warum nicht?“

„Nachher wüßt' ich dir eine.“

„So? Was für eine?“

„Unserm Steffel seine Kreszenz.“

„Geh'!“ macht es der Kerzhackel unwillig und ärgerlich. Alles was recht ist, aber soppen läßt er sich denn doch noch nicht. „Für so . . . so albern müßt mich doch nicht anschauen. Sechs, sieben Hunderter! Müßt wissen, woher?“

„Wenn ich dir's sage: sie hat sie,“ behauptet der Ulrich baumfest. „Ein paar schöne Dienst' gehabt, einen schönen Lohn, und anbringen tut dir die keinen Haller. Wie ich dir halt sage: die tauget'. Aber nicht daß ich sie dir antrage! So ein Dündl kriegt andere Leut' auch.“

„Eh', eh',“ nickt der Kerzhackel und sinnt an der Partie. Sechs, sieben Hunderter wären nicht zuviel, aber sie täten es, wenn sich schon nicht mehr auf-treiben ließe. Und damit hat's, wie es scheint, seinen Haken.

„Gehst halt einmal mit,“ willigt er halb und halb und vorläufig ohne jede weitere Verbindlichkeit ein. „Werden ja na'her sehen.“

Am Abend erzählt der Ulrich seinem Weib und seinem schon gutding über ein halbes Jahr kränk-lichen und liegscharigen¹⁾ Vater, was ihm für ein Plan eingefallen, und daß Aussicht ist, daß aus der Geschicht' etwas werden könnte. Wär' kein Unglück, wenn einmal ein Inwohners Dirndl auf ein Höfel käme.

„Eine andere treibt er eh' nicht auf,“ behauptet die Waben. „Wenn er eine haben will, wird er sie nehmen müssen.“

„Jeges . . . jeges!“ kreißt und hüffelt der Alte unwillig und fast krampfhast. „Bub, mir scheint . . . mir scheint . . . es wird schier nicht . . . gehen, es wird schier . . . nicht sein dürfen . . . mein' ich.“

„Ja, z'wegen was denn nicht?“

„Weil . . . weil . . . ich einen Verdacht hab', einen grausigen Verdacht . . . Tut aber nichts jagen dazu kein Wörtel und kein Mucker . . . weil . . . weil's nicht sein muß auch. Ich bin mein Lebtag der Inmann gewesen im Kerzhackelhöfel und hab' da . . . meine Herberg' gehabt und mein Auskommen, und . . . so etwas muß einer schämen bei der heutigen Zeit . . . deswegen wollt' ich nicht, daß etwas unter die Leut' käme und . . . Weißt ja, wie es nachher geht . . .“

„Ja, aber was . . . künnt' denn da für ein Ver-dacht sein?“ forscht die Waben ungeduldig. „Ich wüßte nicht . . .“

„Luj' nur, Dirndl! Laß mich nur ausreden! . . . Selmal, wie ihr Streu rechen gangen seid, und . . . wie halt die Marget ums Leben kommen ist . . . der Herrgott tröst' sie! . . . selmal hab' ich etwas veinommen, das mich gleich denselben Tag noch vor den Kopf gestoßen hat, und das heut noch keine Ruh' gibt in mir . . .“

„Wird doch nicht etwas . . .?“ Sie, die Waben, weiß im Augenblicke nicht, wen oder was sie damit meinen soll, aber sie muß etwas herausplappern vor Spannung und Ueberraschung.

„Behaupten kann man gar nichts, aber . . . es wird nicht anders sein . . . Wie man halt oftmals nicht liegen kann und nicht recht aufbleiben auch, so hab' ich mich selmal ein bißel aufs Fenster gestaut und hinausgesehen in den schönen Herbsttag und . . . und da hab' ich gesehen, wie der Alis nochmal zurückkommen ist und nachher wieder fortgegangen . . .“

„Alle guten Geister!“ kreißt die Waben nun hell auf. „Schwäher . . .“

„Hat's Euch nicht blendet?“ erinnert der Ulrich ernst. „In so einem Stück . . .“

¹⁾ bettlägerig.

„Ich weiß, Ulrich, aber . . . ich hab' klarnüchtern geschaut und gesehen: der Mias ist noch einmal zurückkommen und bald darauf wieder gangen, und . . . zu Mittag, wie ihr aus dem Walde kommen seit heißt's, daß dies und jenes geschehen ist. Was sagst du? Was denkst dir da?“

Eine Weil' ist's totenstille in der von dem Kleinwuzigen Dellämpchen gerade zur Not erhellten Stube



„Alle guten Geister!“ kreischt die Waben hell auf.

und das Ticken der uralten Wanduhr hallt durch die Stille wie . . . wenn ein grauliches Gespenst mit knochendürrem Fingerknöchel unruhig und ungeduldig auf die Tischplatte klopfte . . . Was sagt eins da, oder was denkt sich eins? Und wenn sich einem auch ein Gedanke sehen und furchtsam anschleicht, wer sagt ihn heraus?

„Daß Ihr aber . . .“ dehnt der Ulrich nach einer Zeit heraus.

„Nichts . . . verlauten hab' lassen?“ ergänzt der Alte. „Meinst? Was geht es mich an? Was soll ich sagen. Weiß ich gerade, wie es ist? Gibt's einen der sagen kann: der Kerschackel ist's gewesen oder nicht gewesen? Soll ich einen in eine Dummheit hineinreiten, wo ich seit meiner Heirat eine Her erge gehabt hab' und schier eine Heimat? . . . Ich nicht. Wenn er es gewesen ist, kommt er seiner Straf' nicht aus, und ist er's nicht gewesen . . .“

„Wie lange haben sie den Hans umzogen, den Himmelsteinerbuben, bis sie ihn doch auslassen haben müssen,“ erinnert die Waben.

„Und das hätt' er dem Mias zu danken, wenn . . . einer etwas sagen wollte.“ So der Ulrich. „Und . . .“ sinnt er plötzlich vor sich hin, „und . . . davon sagt er nichts, daß er von uns weg noch einmal zurück ist? Davon hat er von allem Anjange nichts gesagt, und davon sagt er auch heute noch kein Wort.“

„Eben. Ich hab' halt den Verdacht, und ich bring' ihn nicht aus mir. Es kann . . . ein Streit und einen Greinhandel geben haben zwischen den zwei n, es kann zufällig der Fall in den Keller geidehen sein, und es kann auch . . . Was kann man denn jagen? Aber sel, was ich gesagt habe, hab' ich gesehen und . . . und . . . laßt nich's verlauten davon! Was geht es uns an! Der Berrat geht hin'erm Totschlag, haben die Alten gesagt, und ein Berrat ist etwas Schändiges und Schandliches. Wenn er es gewesen ist, er kommt der Straf' nicht aus. Ich weiß schon viel so Fälle, wo sich einer bei Gericht . . . agen wir: losgemacht hat, und der Herrgott hat ihn doch funden. Und . . . und . . . mit dem Dirndl, nein' ich, wird's deswegen nichts sein dürfen.“

Denjellen Abend ist die Unterhaltung zwischen den reien hübsch zu Ende. Man rüstet sich zum Schlafengehen, und ein jedes sinnt und grübelt in seiner Weise an dem Verdachte und an der Geschichte; am andern Tage jedoch hat die Waben ihre Rechnung in reinen. Ist's gewesen, wie es gewesen ist: es schadet nicht, wenn ein Inwohnerdirndl einmal auf ein Hösel käme, und da man dies weiß, hat man den Kerschackel am Fandel.

„Von mir aus schon,“ gibt der Alte zu, „aber . . . mein Willen wär' es nicht. Einen heiraten, neben dem so ein Verdacht steht . . .?“

„Wie halt das Dirndl wollen wird . . .“

4.

Am nächsten Sonntage geht der Ulrich mit dem Kerschackel hinüber in die Aufeldener Gemeine, wo sein ältester Bruder, der Steffel, beim Peternbauern in der Herberg' ist und seine Wagnerei betreibt.

Im Flachlande draußen liegen und wogen die Herbstnebel wie das weite, weite Meer, und über dem Gebirge flutet und stimmert der goldige Herbstsonnenschein in reichster Fülle. Alles ist so still und lauschig um und um, und nur die Schellen des Weidenhühes klingen und klappern auf allen Wiesen und Halmfeldern.

Auf der Sonnenhöhe begegnet sie ein Hütbub, der mit seinem Bündel wahrscheinlich zu seinen Eltern geht und der Mutter für einige Stunden reichliche Nickerarbeit bringt, und der singt und galmt¹⁾, wie dies nur ein Hütbub imstande ist.

Ich weiß nicht, ich hab' halt
Mit der Arbeit kein' Freud',
Denn gerad' mit der Arbeit
Verfümt man die Zeit.

Dort obnet am Horn
Sitzt ein Fink und ein Zeis,
Und ein kohlschwarzes Dirndl
Wird nimmermehr weiß.

„Bedeutet schon Glück,“ prophezeit der Ulrich. „Die Uhr geht schon recht.“

„Werden halt sehen,“ zweifelt der Kerschackel noch allemal. Daß sich ein Inwohnersdirndl seine sechs,

¹⁾ Schreien; schreiend singen.

sieben Hunderter ersparen kann, geht ihm nicht recht ein, und er nimmt sich vor, überhaupt keinen Ernst zu zeigen, bis er nicht das Geld geseh'n. „Werden halt sehen, was das Märlein für ein Ende nimmt.“

Den Ulrich schnaut die Rede aber ein bißel. Für so einen, wie der Kerjshackel ist, und wie sich der jetzt im Spiegel zeigt, wär' bald eine gut genug, und wenn er etwan glaubt, daß . . . daß es eine himmlische Gnade wär', wenn ein ordentliches, sauberes und iparjames Dirndl so einen . . . einen zweideutigen Menschen kriegte, nachher . . . nachher schreit halt der Kink ein ander Wetter.

„Wenn d' überhaupt keinen rechten Willen nicht hast, nachher . . . bleiben wir gleich daheim,“ schlägt er kurzweg vor. „Ich hab' halt so gemeint und so geraten, weil du eine Hauswirtin brauchst und keine aufzutreiben weißt. Ich kumt' ja nicht einmal sagen, ob dich das Dirndl auch möchte. Ich hab' halt nur so gemeint.“

„Nicht . . . möchte?“ dehnt nun der Kerjshackel etwas beleidigt heraus. „Wie . . . wie . . . sollte denn dies einer nehmen?“

„Gerad' wie es ist. Ost eine mag halt einen nicht, und wenn er golden wäre. Und nicht auch. Gibt hockbeinige Zieser. Werden ja sehen, was das Märlein für ein Ende nimmt,“ sagt auch er, und spielt als Trumpf zurück, was ihm als Trumpf geboten worden.

Eine gute Weile wandern sie nun schweigend hintereinander dahin über die sahlen, spinnwebüberzogenen und sonnumsklirren Kluren, und einer wie der and're paßt dichte Rauchwolken hinaus in die reinen, wasserhellen Herbstlüfte, die so durchsichtig sind, daß ein's weitmächtig dahin jedes Gehöft und jeden Berg zum Greifen deutlich sieht. Eine kleine Verstimmung hat sich zwischen sie geschlichen und will sich breitmachen, aber jeder fühlt, daß gerade auf solchem Wege Verstimmung der überste Begleiter ist. Einer wartet auf eine Rede des andern, und keiner will den ersten Plapperer tun. Der Kerjshackel ist der Bauer und Herbergsgeber, und der Ulrich weiß etwas, das den Bauern im Ansehen unter den letzten Jzmann her unterdrückt. So einer dürfte froh sein, wenn ihn eine möcht' und nähme, die keinen guten Planken Gewandes am Leibe trägt.

Plötzlich bleibt der Kerjshackel stehen und klopft seine Pfeife aus. „Zwegen was redest denn nichts mehr?“ fragt er ziemlich spitz.

„Sagst ja du auch nichts,“ gibt der Ulrich zur Antwort und klopft auch eine Weil' an seiner Pfeife. „Redest ja du auch nichts.“

„Weil es mir gerade so vorkommt, wie wenn . . . du mich nur so hinübersoppest.“

„Gar keine Spur,“ verteidigt sich der Ulrich wider diese Ansicht. „Ich hab' dir den Rat gegeben, und ich geh' mit, weil d' es haben willst, aber ich brauch' keine Hauswirtin, und mehr wie einen Rat geben kann ich dir auch nicht. Das Geld, das ich genann' habe, wird richtig sein, weil mir der Steffel vor

einiger Zeit selbst so etwas gesagt hat, und . . . taugen müßt euch ihr zwei.“

„Eh, eh,“ brummt der Kerjshackel und fängt wieder zu gehen an. So notwendig er eine Hauswirtin braucht, taugen muß sie ihm, sonst gibt's ein paar Nedon, die weder der Ulrich noch der Steffel noch seine Tochter sich hinter den Spiegel stecken werden . . .

Um halben Nachmittag herum kommen sie zum Peternbauer in der Aufeldner Gemeinde. Sie gehen angeblich auf einem Ochsenhandel um, und da sie angeblich gehört haben, daß im Peternhofe zwei feile Zugochsen stehen sollten, sprechen sie zu. Sind zwei da, die zum Verfaufe stehen und auch nicht.

Der Kerjshackel schaut sie an, aber sie passen ihm weder nach Alter noch nach Preis. Er brauchet jüngere und billigere, an denen sich einer noch etwas erziehen und erfüllen könnte, und die trotzdem zur leichteren Arbeit zu gebrauchen wären. Hätte der Peternbauer jüngere und billigere gehabt, so würde er ältere und schwerere gebraucht haben. Ein Vorwand muß bei so einem Gange immer sein, und eine Ausrede läßt sich auch allemal finden. Den Handel, den man vor hat, bindet man keinem auf die Nase.

Wenn die nicht taugen, könnten etwan andere in der Gemeinde zu finden sein. Der Klausner hätte Hörens nach zwei jüngere zu verkaufen, gut abgerichtet und zu jedem Zuge zu verwenden.

So? Na, die kann man ja anschauen, und wenn der Preis recht ist, kann ein Handel zustande kommen. Ehevor aber möchte der Ulrich doch seinem Bruder einen Besuch abstaten, weil er schon so hartnahe da ist, und der Kerjshackel geht halt auch mit.

So weiß und sorgt kein Mensch um Willen und Vorhaben, und nur so kommt einer am leichtesten an Ort und Stelle, ohne zu Mutmaßungen Anlaß zu geben.

Hintern Backofen draußen im warmen Sonnenscheine sitzen drei Dirndln und stricken und plaudern: die zwei Schwestern des Peternbauern, die im Hofe Magddienste verrichten, und die Kreszenz, des Wagners Melteste. Und die kommt gleich herbei, als sie der zwei ansichtig wird, und bietet dem Vetter die Hand zum Willkommgrüße.

„Zegeß! Der Vetter! Na, wo geht denn Ihr um, daß Ihr Euch auch wieder einmal vergeht zu uns herüber? Ich denk' eh' keine Zeit mehr, wo Ihr da gewesen wäret, und wenn Euch nicht etwa der Zwall . . .“

„Weil d' allweil nicht daheim bist,“ schmunzelt der Ulrich und wußt nebenbei dem Kerjshackel einen Blick an: Taugt dir die nicht? . . . „Aber heut ist's lediger Zufall, daß wir des Weges kommen. Der Bauer sucht ein Paar junge, billige Ochsen . . . Sind deine Leut' daheim?“

„Das glaub' ich. Und wie geht's denn dem Aehnl allweil?“

„Mein'! Den hat's halt schon am besten Orte neunmal, keine Guttat nimmer auf und ab, und es

schaut auch nimmer zum Gesunden her. Suchst ihn nicht einmal heim?"

"Leicht am Sonntag."

"Keine größere Freud' kunnt' st ihm nicht machen..."

So plaudern und schwagen sie dahin, bis sie zum Inhäusel kommen, und der Kerschhackel geht hinter ihnen drein und schaut und schaut an dem Dirndl wie ein helliger Narr und denkt sich schon nach Vaterunser's Länge: Die taugt, und wenn sie nicht die Halbsheid soviel Geld hat, wie der Ulrich gesagt. Eine Bäuerin muß ins Haus, und die gefällt ihm.

Vor der Haustür verzieht der Ulrich ein Zeitel.

"Was sagst dazu?" fragt er den Kerschhackel, derweil das Dirndl schon ins Haus gegangen, den Besuch zu melden.

"Kannst recht gehabt haben mit dem Hütbuben," umschreibt der Kerschhackel seine Meinung, und der Ulrich kennt sich aus.

"Sprichst gleich an oder...?"

"Wird am besten sein: eine kurze Frag'! Gefallen tut sie mir, aber die Rede..."

"Die Vorrede tu' ich... natürlich..."

In der Stube hocken zwei Nachbarn, die alle Sonntag auf ein Pfäuschchen anrücken und über Regierung, Herrengeckmeiße, Steuern, Militärlasten und teure Zeiten schimpfen und greinen nach Herzenslust und auf dieses düstere Gemälde der Welt, wie sie ist, in ihrer Art eines pinseln, wie die Welt sein könnte und sein sollte, und wie es werden müsse, daß es einem Menschen wohltäte. Sie predigen und verhoffen den Umsturz von einem Vierteljahre zum andern und verlassen sich auf den Kaiser Karl, der endlich doch einmal kommen müßte, seinen Schild am Birnbaume am Walserfelde aufzuhängen und allem Unrechten und Schlechten Fehde und Vernichtung zu erklären. Als aber der Ulrich daherkommt und sein Bauer, heben sie sich allmählich und gehen. Kann sein, daß die Brüder allerhand zu reden und auszumachen haben miteinander, und so eine Zwiepsprach' muß man nicht hindern, zumal bis in den Filzwinkel hinüber noch ein guter Weg ist. Ueber acht Tage gibt's wieder einen Sonntag zu Schwatz und Weltverbesserung.

Der Wagner geleitet die Nachbarn bis zur Haustür, und der Ulrich geht ihm gleich nach und erklärt, was sie heut alle beide herübergeführt, und daß der Kerschhackel allem Anscheine nach schon Feuer gefangen.

Der Wagner schaut und stunt eine Weile vor sich hin und fängt nachher mit dem Kopfe zu wackeln an.

"Weiß nicht, wie es ausschauen wird," meint er. "Hat unlängst erst dem Krämermagt ein Körbel vor die Füß' gestellt..."

"Ich rede nicht zu und rede nicht ab," erklärt der Ulrich. "Ich hab' mir halt denkt, wenn sie eine Bäuerin werden wollt, da wär' Gelegenheit."

"Ich versteh' dich schon, aber... wir werden ja hören. Schau, daß du sie zur Sprache kriegst! Wenn es ihr Willen wäre, wir widerneinen nicht."

Hat unlängst erst ein Körbel ausgeleert! Nachher weiß sie schon umzugehen mit der Arbeit, und...

nachher kann leicht dem Kerschhackel auch schon ein gewachsen sein. Der Schöns' ist er gerade nicht, und wenn eine nicht das Höfel lockt, dann ist's schon, wie es sein will. Sie ist ein modellsauberes Leut, hat ein bissel Geld und sieht die ganze Welt offen und aufgetan vor sich. Daß sie so sauber worden wäre, sel hätt' er sich nie denkt, und wenn er daran denkt hätte, wär' er heute kaum herüber mit dem Kerschhackel... Na, man wird ja sehen, was der Tag für ein Ende nimmt.

In der Stube drinnen bringt er nachher vorsichtig die Rede auf den Kerschhackel und dessen Wirtschaft und läßt die Absicht nach und nach durchscheinen. Eine Hauswirtin brauchet er halt, der Kund, ein rechtes, richtiges Leut, und wenn er einer schon nicht den Himmel auf Erden versprechen könnte, den andere Leut' auch nicht haben, ein halbes Höfel würd' einer zugeschrieben.

Die Kreszenz merkt die Absicht und geht hinaus. Was gehen sie der Kerschhackel und sein halbes Höfel an?

Der Wagner wirft seinem Weib einen Blick und Deuter zu, nachzugehen und... ein bissel in den Busch zu klopfen, und als die nachgegangen und langmächtig nicht kommt, hebt sich der Ulrich und geht auch nach.

"Werden gleich hören, was Pilatus spricht," heißt er. "Gibt sie ein richtiges Zeichen, nachher ist die Reih' an dir, Bauer, und nachher hast du deine Red' anzubringen, und ist's nichts, so müssen wir uns wieder auf die Strümpfe machen."



Die Wagnerin aber redet zu.

"Hätt' eine ganz schön sein bei mir," erzählt der Kerschhackel nun dem Wagner, derweil der Ulrich hinausgeht. "Keine Kinder da, gerad' keine Schulden und... das Zeugel übereinander gar nicht so schlecht, trotzdem es bei uns im Filzwinkel heißt. Auf's Geld brauchet ich ja nicht zu schauen..."

„Wie halt das Dirndl will,“ bescheidet der einsteu-
weilen. „Ich rede nicht zu und nicht ab.“

Die Wagnerin aber redet zu, als der Ulrich hinauskommt zu ihnen hinter's Schupfenack. Wenn sie, die Krefenz, ihre Einwilligung gäbe, sobald eine ernste Frage auftaucht! Eine Bäuerin wär' allemal eine Bäuerin und hätt' ein gesichertes Leben für und für, und . . . es wäre nicht immer alles erwartet, nicht immer. Oftmals müßte das Glück auch nur so gehajcht werden, nur im Vorbeihuschen.

Die Krefenz aber schaut in die blaudämmernde Ferne und schüttelt ab und zu den Kopf, und als der Ulrich seine Vorsprache tut, gibt sie puttrockenen Bescheid: „Ich bin nicht neidig; ich vergunn' ihn sein Hösel und das Glück jeder anderen auch.“ Und sie sagt nicht anders.

Als der Ulrich nach geraumer Weile wieder in die Stube kommt, mahnt er zum Ausbruche. „Es wird Zeit zur Weiterreise,“ sagt er. „Im toten Herbst halten die Tage nimmer her, und wir haben gutding drei Stunden heim.“

Der Kerschhadel wird ein paar Augenblicke kreidbleich bis in den Mund hinein und nachher kirschbibervot, und in seinen Augen beginnt es zu flunkern wie fernes Wetterleuchten oder wie . . . das Jacklein eines Irrlichtes im Semoore.

„Nun . . . a ja,“ dehnt er nachher heraus und steht langsam und trutzig auf. „Was nicht geht läßt sich nicht nöten.“

„Ewan befinnt sich das Dirndl noch anders,“ sucht der Wagner das Körbel etwas linder zu machen. „Ist ja schon öfter gewesen, daß eins über Nacht anderen Sinnes worden ist.“

„Wie sie halt will,“ knurrt der Kerschhadel unwirsch. „Soll sie es halt einmal sagen, wenn sie sich anders besonnen hätte und . . . wenn ich mich derweil noch nicht anders besonnen hab'.“

Der Ulrich geht auf der Seiten über die Gred hinaus, wo der Weg zum Klausner hinüberführte, aber beim Buchhölzel unten biegt er kurz nach der Richtung ein, die heimzu in den Fülzwinkel führt.

„Das Dirndl wäre recht, aber . . . nöte es!“ redet er nachher gewissermaßen zu seiner Entschuldigung. „Kann sein, daß es eh' schon verheiß'n ist.“

Der Kerschhadel sagt nicht schwarz darauf und nicht weiß, nicht so und nicht so, und nur von Zeit zu Zeit ist es, als wenn er die Zähne knirschend aufeinanderbisse.

„Ich mach' noch eigens einmal einen Gang herüber,“ verpflückt nach einem Zeitlein der Ulrich, da er sich so ungefähr im stillen zusammenreimt, was der Bauer sinnen mag. Daß ihm das Dirndl gefallen, sel hat er ihm sofort angemerkt, und oftmals ein Mensch ist schon so, daß er ganz strubelnd und zagflüchtig wird, wenn er nicht kriegen kann, wen er als Ehegefährten begehrt. „Es läßt sich manchmal etwas erreden auch, und was heut nicht ist, kann leicht morgen oder übermorgen werden. Das Wetter kann sich über Nacht ändern, und die Leut' ändern sich auch.“

„Aufs Hausdach steigt mir!“ poltert nun der Kerschhadel in hellem Zorn und Aerger heraus. „Den Stall kannst mir ausmisten, du . . . du Feinspinner, du heimtückischer. Wenn d' nicht sicher gewußt hast, daß . . . daß ein Ernst da ist, z'wegen was foppst mich denn herüber? Daß ich euch den Narren mach' und abgebe? . . . Der Kerschhadel wär' zu einem Inwohnersdirndl auf die Freit' gegangen, gelt? Und es hat ihn nicht mögen, gelt? D . . .“

„Ja, weißt, so brauchst mir nicht zu kommen,“ ärgert sich nun auch der Ulrich ob des ganz unverdienten Geichimpfes und der Zurücksetzung. „Ich hab' dir im Herübergeben schon gesagt, wie die Sache ausliegt und . . . ein andermal gehst allein. Verstanden? Ich mach' dir den Narren nicht, und . . . weißt, Zeit hast, daß du etwen ins Haus bringst. Mehr sag' ich dir nicht.“

„Du . . . du . . . schaut dir bis zu Georgi um eine andere Heiberg,“ pfaucht der Kerschhadel in heller Wut. „Was sich heutzutage ein Zumann alles herausnähme, sel wär' schon hellauf aus der Weis'. Zusammengeheiratet haben wir nicht.“

„Eh' nicht,“ trumpft der Ulrich zurück. „Und sel ist noch das Glück, verstehst? Ich hab' mir eh' vorgenommen, daß ich dir zu Weihnachten aufjage . . .“

„Du? Mir?“

„Ja. Ich schon. Weißt, es gehört ein . . . ein Mut dazu, bei einem zu sein, den man . . . mit bestem Willen . . . für einen andern anschauen muß.“ Jetzt ist's ganz gleich: Kommt ihm der Ladel so, bleibt er ihm nichts schuldig. Gerade daß er es auch weiß, daß . . . andere Leute auch etwas wissen, vielleicht mehr, als was sie sollten.

„Mich . . . anschauen?“ kirtt der Kerschhadel nach ein paar Augenblicken lauernden Sinnes heraus, und in seinen Augen beginnt es im Scheine der untergehenden Sonne wieder zu flunkern und zu blitzen, während seine Rechte den Stecken schlagbereit greift.

„Da schau her!“ stößt der Ulrich nun kieshart heraus und hält ebenfalls seinen Stecken zu Abwehr und Schlage bereit. „So wolltest kommen? Das wäre leicht der Dank dafür, daß ich dir den Narren gemacht hab' und mitgegangen bin? Aber da wirst dich schneiden, Bauer. Ich bin die Marget nicht.“

„Was jagst? Was . . . geht dich die . . . Marget an?“ Sein Gesicht wird einen Schein blasser, und der Stecken in seiner Rechten zittert etwas.

„Mich? Nichts. Wenn sie mich etwas angangen hätte, weißt, nachher . . . nachher wäre halt etwas geredet worden. Daß du es auch weißt. Ich bin nicht wieder zurückgegangen. Verstehst?“

„Hundling!“ knirscht nun der Kerschhadel in unbehämbbarer Wut heraus und will zuschlagen, aber kaum hat er den Stecken halb im Schwunge, trifft ihn ein derber Schlag auf die Hand, so daß der Stecken ins Gebüsch fliegt und die Hand vor Wutun niederfällt. „Alle . . . alle . . .“

„Du tußt mir nichts,“ bedeutet der Ulrich und

hält seinen Stecken schon wieder bereit. „Und jetzt gehst allein heim. Verstehst? Und . . . von morgen ab kochst dir selber.“

Er wendet sich hastig ab und läßt den nach seinem Stecken suchenden Bauer zurück.

So ein Ende kann eine Brautsfahrt nehmen . . .

Ueber dem Gebirge liegt der Nebel schier wie eine turmhohe Kleienschicht, und rabenschwarze Finsternis umhüllt Berg und Tal und Stock und Stein.

Und durch diese taupf und stolpert der Kerschhacker dahin, flucht und winzelt und betet auch manchmal wieder und weiß nicht, wo er ist und wo er hinkommen wird.

Wenn er sich nicht hätte von seinem Nerger hinreißen lassen, wenn er gedacht oder gemerkt hätte, daß dieser elendige Nebel gen Abend gegen Berg zu steigen angefangen, hätte er sich mit diesem . . . diesem Heimtücker nicht überworfen. Es wäre daheim auch Zeit und Gelegenheit gewesen, ihm zu sagen, was ihm gehört. Aber einen gerade foppen und narren! O nein, das braucht er sich nicht gefallen zu lassen, und das ließe sich der Hundertste nicht gefallen. Warum hatte er sich nicht vor dem Räte erkundigt? Warum muß er ihn auf gerad' und ungerade hierüber narren? . . . Der Kerschhacker wäre auf der Brautsfuche herüber gewesen bei . . . einem Ja-wohnersdirndl, und das hat ihn nicht mögen! Sicher wird so herumgeschuakert werden unter den Leuten, und der Schwarz wird seinen Weg finden bis in den Filzwinkel hinüber. Sie werden reden und tuscheln über ihn, werden ihn auslachen und bespötteln und . . . Vor sich, wenn er ihn hätte, den Lumpen, hin wäre er. Und es wäre sogar das Beste, was sein könnte . . . die Marge! Er, der Ulrich, ist nicht wieder zurückgegangen? Also er, der Bauer! Hat er ihn gesehen? Hat ihn etwer anderer gesehen? Weiß . . . Ach was! Wird nimmer recht lange etwas wissen, der . . . der Heimtücker. Wer A sagt, der selbe muß allemal auch B sagen. Wozu sonst hätte er A gesagt? Daß die . . . Geschichte dümmer wäre wie von ehe? O nein, Mann!

Malefizgespiel übereinander! Wo ist er denn eigentlich? Wo geht er denn um? Ist er noch auf einem Weg oder keinem mehr? Wenn nur dieser abjehuliche Nebel nicht wäre! Es ist kein Wölkchen am Himmel gewesen, und es müßte die sternhellste Nacht sein, wo einer jedes Steinchen auf dem Wege könnte liegen sehen. Aber das Zeug ist . . . rein wie eine turmhohe Kleienschicht. Man kann vor-schreiten oder seitlich taumeln, man kann mit der Hand herumtasten und die Finger schließen, schier wie weichlich fühlt sich das Zeug an und ist doch so dicht und finster wie eine Mauer. Aber keinen Stich sieht man, und keinen Pfad vermag eins zu fühlen mit den Füßen . . . Nir's nicht, wie wenn etwas stünde vor ihm? Wahnhastig! Er sieht nichts und greift nichts, aber er . . . Wie sagt man denn da, wenn man nichts sieht und nichts greift und doch . . . ahnt, daß etwas vor einem ist? Ahnen, ja so heißt's.

Ein Haus, ein Baum, eine Stauden? Oder kommt er in einen Wald? . . . Nicht einmal ein Hundevieh kläfft im Umkreise, daß sich einer ein bißel zurechtsuchen könnte! . . . Es muß etwas vor sein . . .

Er tastet nochmals vor sich, fährt aber mit einem halbunterdrückten Aufschrei zurück . . . Ein Leut? Wie wenn er an ein Leut getastet hätte . . . halb warm noch, halb kalt. Alle . . . alle . . .! Nein, die Nacht wenn er hinter sich hätte! Nie wieder!

Er fährt mit dem unbefleuchten Foppenärmel über das vor blasser Furcht schweißtriefende Gesicht und jängt nachher zu schreien an. „Ho—o! . . . Ho . . . o!“

Kein Mensch meldet sich, kein Hundevieh schlägt an; es ist gerade, als riese er in einen Sack hinein oder . . . in eine Bettziede! . . . Muß ihm dies wieder einfallen, mittendrin einfallen, wo ihm eh schon mehr einfällt, als ihm lieb ist. Eine Bettziede! . . . Hätt' es gar nicht not gehabt, daß es . . . soweit gekommen, gar nicht not, und . . . er kann schier nichts dafür. Wenn die Leute so dumm sind, daß sie nichts einsehen und nichts ums Keden geben wollen, was soll er dafür können? Wider die Dummheit ist selbst in der Apotheken nichts zu haben, sagen die Leute, und er sollte dawider können? . . . Hätt' sie gefolgt! Er hat es gut genug gemeint. Tausendmal reicht nicht, daß er ihr geraten, nicht zu heiraten und beim Hofe zu bleiben; nein, nich's hat genutzt. Sie hätte das schönste Aushalten gehabt beim Hofe, und ihm wäre das Auszahlen der Erbsiles erspart geblieben. Des Erbsteiles? Nein, es wären schon ihrer zwei geworden, alle zwei. Der . . . Himmelzahner hätt' es schon angestiftet gehabt, daß auch der Birgl mit ihr ginge . . . Dawider wehrt sich natürlich jeder, und er . . . Nein, er hat ihr nur nochmals allen Ernstes zureden wollen und . . . Wie es halt in der Aufregung geht, im Horn und Nerger. Er hat ihr nichts getan, er hat ihr nur das Bett ein Zeitlein auf den Mund gedrückt, damit . . . sie halt das lästerliche Schimpfen und Greinen aufhört . . .

Nein, jetzt hebt er ein Liedel an, möcht' er auf andere Gedanken kommen und möcht' ihn doch jemand hören . . . Geht auch nicht. Der ausgetrocknete Hals ist wie zugeschnürt, und kein Ton will schier heraus. Rufen nochmals? Ho . . . o! Ho . . . o!“ Was nützt aber das Rufen, wenn sich niemand meldet um und um? Fortgehen aufs Geratewohl? Einfach niedersehen oder niederlegen, bis es Tag wird oder bis der Nebel sich verzieht? . . . Ja, sel wäre das Rechte! Jetzt kann es höchstens sieben, acht, höchstens neun Uhr sein, wenn erst Mitternacht käme! Nicht um alles!

Wenn er es wüßte, er hätte vielleicht eh' nimmer weit heim, wenn er die Richtung beibehalten. „Ho . . . o! Ho . . . o!“

Es ist umsonst, es meldet sich niemand. Oder . . . doch? Er horcht und horcht hinaus in die bleischwere, unheimliche Stille, und ein Hoffnungsstrahl leuchtet

ihm entgegen durch die pechfinstere Nacht, wie wenn sich der Mond durch das Gewölke und Genebel Bahn bräche. Es meldet sich etwer. Mehr kann er sich vorläufig nicht wünschen, und mehr verlangt er auch gar nicht. Es ist jemand um die Wege, der ihn hört, und der ihm entweder den Weg weist oder einen Unterschluß anbietet, bis es wieder tagt. Mit beidem ist ihm geholfen. Aber . . . dem Hundling wird er den Dienst und Gefallen lohnen, diesem . . . Ulrich. Man hört nichts mehr? Hat er sich getäuscht, oder wähnt sich der andere getäuscht oder gewarnt?

„Ho . . . o! Ho . . . o!“

Richtig! Es ist jemand, es antwortet jemand. Gott sei Dank! . . . Höllteufel! Das ist ja in den Lüften, das . . . kommt allweil näher und . . . ist kein Lut. Huum! Huum! . . . Alle guten Geister . . .



Sie fanden ihn am Fuße des Eichhornfelsens mit gebrochenem Genick.

Weiter kommt er nicht mit dem Sprüchel. Entsetzen faßt ihn und Grausen, er wähnt den Arm des urenigen Vergelters alles Böien schon im Genack zu verspüren und fängt zu laufen und zu hasten an, so rasch ihn seine sch'ottrigen Füße tragen . . . Das halbe Höfel für ein schüpend Dach, das ganze Höfel . . .

* * *

Am nächsten Morgen finden sie ihn am Fuße des Eichhornfelsens mit gebrochenem Genick, nicht hundert Schritte vom Inhäufel entfernt, wo der Ursprung des Hauswassers für den Kerfackelhof ist, und der Himmelsteiner Hans erfährt nimmer, wer seine Braut getödet.

Die zweite Mutter.

Der Grundhans war gleich beim Eintritt in die Welt sehr klug gewesen. Hatte er sich doch die Eltern, wenn auch in einem alten, so doch sehr behäbigen Schlosse, wo Bruder Schmalhans noch nie Küchenmeister gewesen, ausgejuchet.

Und seine weise Wahl kam ihm gleich von Kindesbeinen an sehr zufratten. Er wurde in feinjes, zartes Linnen gewickelt, in ein seidenes Bettchen gelegt, mit peinlichster Genauigkeit verpflegt, und die Hebamme und alle im Schlosse Ein- und Ausgehenden sangen das Lob seiner Schönheit. Vater und Mutter aber trugen ihn im wahren Sinne des Wortes auf den Händen.

Diener und Dienerinnen standen bereit, seine leisesten Wünsche zu erfüllen, Hauslehrer führten ihn spielend ein in das Geheimnis fremder Sprachen und ins Reich der Töne, kurz, es fehlte an nichts, als an einer verständigen Mutter.

Grundhansens Mutter war reich, aber verständig war sie nicht. In ihrer Affenliebe suchte sie dem Sohn jeden Wunsch an den Augen abzulesen und sofort zu erfüllen. Jede Unannehmlichkeit, jeden rauhen Lufzug, die leiseste Anstrengung hielt sie ihm mit peinlichster Aufmerksamkeit fern. Und so darf man sich nicht wundern, wenn der Grundhans ein Schlemmer und Weichling wurde, wenn er schon mit zwanzig Jahren schlaff und energielos wie ein alter Großvater und blasirt wie ein englischer Lord einherging.

Wenn andere Leute morgens aufstanden, dann legte sich Herr Hans erst recht auf die Seite, um sein unglückseliges Dasein, sein mühevolltes Leben im Schlafe zu vergessen, und beim Frühstück war er wunderbarlich wie eine alte Kase, weil der Honig so golden vor ihm stand und doch nicht schmeckte, weil die Butter so weich sich anfühlte und doch nicht mundete, und der Kaffee entweder zu heiß oder zu kalt war. Der Biaten war ihm zuwider, der Wein konnte ihn nicht mehr reizen; das Reiten war ihm zu mühsam, das Fahren zu langsam und das Laufen zu ordinär. Also blieb ihm nur noch die Wahl zwischen dem Liegen und dem Sitzen, und er tat abwechselnd beides, wurde aber todmüde dabei und überlegte gar oft, ob er nicht durch einen kräftigen Pistolenschuß seinem unglücklichen, traurigen Dasein ein Ende machen wolle.

Er hätte es getan, aber die Energie fehlte ihm auch zu diesem, und so blieb er auf dem Kanapee liegen, bis der Herr Vater das Zeitliche segnete. Jetzt aber wurde Herr Hans öfters ganz unlieblich aufgeschreckt, bald vom Steuerausheber, bald von „fischen“ Kläubigern oder gar von dem Mann mit der blauen Kappe. Kurz, es zeigte sich, daß Hansens Vater ein zwar sehr gemüthlicher, aber auch leichtsinniger Herr gewesen, der bei seinem Abieben mehr Schulden als Vermögen hinterlassen hatte.

Das nahm sich die Mutter, die an Einschränkungen in ihrem Haushalt sich nicht gewöhnen konnte und